



1922-01-02

Ein franösischer Romantiker in Wien

Anna Nussbaum

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19220102&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Nussbaum, Anna, "Ein franösischer Romantiker in Wien" (1922). *Essays*. 719.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/719

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Ein französischer Romantiker in Wien.

Von Anna Nußbaum.

Gérard de Nerval, eine der erschütterndsten Erscheinungen der französischen Romantik, wurde im Jahre 1814 in Montigny in der Nähe von Ermenonville geboren. In der Hut eines Großonkels wächst er heran. Seine Eltern hat er kaum gekannt. Der Vater ist Militärarzt, folgt der großen Armee und erleidet ihr Schicksal. Die Mutter stirbt 25jährig auf einer Reise in Schlesien.

Erste Kindheit träumt er in einer heiteren Natur, von schönen Frauen und Mädchen umgeben. Leben und Spiel -- ein seliges Wunder. „Junge Mädchen tanzen Ringelreihen auf der Wiese. Lieder singen sie, welche die Mutter sie gelehrt, in jener reinen Sprache, wie sie nur noch im alten Lande Valois lebendig ist, dem Herzen Frankreichs. In diesem Reigen war ich der einzige Knabe.“

Hier wird ihm eines Tages die Offenbarung der schlanken, blonden Adrienne „*mirage de la gloria et de la beauté*“, Traum und Sehnsucht seines Lebens, die er dann bis zu seinem Tode in allen Frauen sucht.

Strenge Zucht eines Pariser Collège soll den Verspielten auf die Wirklichkeit vorbereiten. Aber schon damals beginnt sein eigentümliches Doppeldasein. Wie im Dämmer vollzieht er die Gesten täglicher Notwendigkeiten. Wesentlich ist er nur in seinen Phantasien, die ihn daheim in den Ferien aufs neue liebevoll umfassen. Sie durchweben alles, was er geschrieben. Er stirbt, weil er ihnen nicht Erfüllung geben kann.

Unter alten Schriften auf dem Dachboden findet er Lehrbücher der geheimen Wissenschaften. Zitternde Knabenfreude, Mannesbefriedigung, Verhängnis seines Schicksals. Immer stärker wird die Sehnsucht, sich aus unverständlichem Tag in die allein ihm verwandte Nacht zu retten. Die Geisterwelt wird ihm Lebenselement. Aus diesen Kinderstudien erwächst dem Achtzehnjährigen die Uebersetzung [Übersetzung] von Goethes „Faust“. „Ich habe mich nie so gut verstanden, als da ich Sie las“, soll ihm Goethe nach der Lektüre geschrieben haben.

Théophile Gautier, später sein treuester Freund, reißt ihn in die romantische Bewegung. Gérard ist einer der stürmischsten Kämpfer bei jener berühmten Aufführung des „Hernani“, in der es galt, die neue Kunst der Menge aufzuzwingen. In der Schauspielerin Jenny Colon glaubt er Adrienne wiederzufinden. Er führt sie nach Montigny -- erwartet von ihr holde Verwirklichung des Erträumten. Aber die schöne Lebendige wendet sich von ihm ab, als sie merkt, daß sie nur gleichsam Stellvertreterin ist. „*Vous ne m'aimez pas! Vous cherchez un drame et le dénouement vous échappe. Allez, je ne vous crois plus!*“

1828 erscheinen, zugleich mit der „Faust“- Uebersetzung [Übersetzung], die Uebertragungen [Übertragungen] einiger Gedichte von Goethe, Schiller, Klopstock und Bürger, die sein tiefes Verständnis der deutschen Sprache und Dichtung zeigen. Eine Weile lebt er in gemeinsamem Haushalt mit Théophile Gautier und Arsène Houssaye. Die Dichter haben sich ihr Heim romantisch ausgeputzt -- unter allerhand wunderlichem Hausrat schwingt die unentbehrliche Hängematte. Aber selbst im vertrauten Kreise bleibt Gérard scheu, in sich geschlossen.

Liebesqualen entzieht er sich durch die Flucht. Reist nach Italien und Deutschland. Immer wieder locken ihn die sagenreichen Rheinufer, der „Nebelfee“ Lorelei. Vor der geplanten Orientreise gibt er noch die Uebersetzung [Übersetzung] der „Braut von Korinth“, ein Drama „Leo Burkardt“, ein anderes in Versen, „L'Alchimiste“, und schreibt mit Dumas zusammen eine komische Oper „Piquillo“. Seine Gedichte, zu Unrecht vergessen, gehören zu den schönsten der Romantik.

Auf der Fahrt nach Osten kommt er nach Wien -- bleibt einen Winter lang. Von neuem narrt ihn alter Wahn -- er glaubt Adrienne in einer österreichischen Erzherzogin zu erkennen. Anstatt in den Orient zu ziehen, kehrt er nach Paris zurück, veröffentlicht seine „*Filles du feu*“. Intensive Geistesarbeit untergräbt seine Gesundheit, sein seelisches Gleichgewicht vollends. Schmerz über Jennys Heirat und frühen Tod drückt ihn nieder. Quälender, ausschließlicher wird der Jenseitsgedanke. Schon zeigen sich erste Anzeichen drohender Umnachtung.

Nach kurzem Aufenthalte in der Heilanstalt des Doktor Blanche ist er scheinbar genesen. Nochmals macht er sich auf, die ewige Isis zu suchen „heilige Mutter und Gattin“. Er kehrt zurück, ein erdfremder Mann. Rastlos schweift er durch die Gassen von Paris, ganze Nächte verbringt er in den Hallen. An Kaffeehaustischen schreibt er sein Meisterwerk: „*Les Illuminés*.“ Immer wieder von Wahnsinn zerbrochen rafft er sich immer wieder auf Zwischen zwei Anfällen im Jahre 1853 schafft er „*Sylvie*“ im nächsten Jahre „*Auréli*“. „Vernunft schrieb nach dem Diktat des Wahnsinns“, sagte Théophile Gautier. Todesahnung erfüllt den Dichter. Das Gedicht, in dem er sich selbst schildert,

Tour à tour amoureux, insoucieux et tendre,

schließt mit den Worten:

Et quand vint le moment où, las de cette vie,

Un soir d'hiver, enfin l' âmé lui fut ravie,

Il s'en alla disant: Pourquoi suis-je venn?

Von Zeit zu Zeit erscheint er bei „Théo“, todesmatt, verstört, mit zerfetzten Kleidern. Dann kauert er sich wohl wie ein frierendes Kind in eine Sofaecke, der Freund breitet warme Decken über ihn, und so schläft er dann tagelang. Nicht mehr ist er zu dauerndem Aufenthalt zu bewegen. In schrecklichsten Qualen bewahrt er, was er die „Schamhaftigkeit im Leiden“ genannt hat.

Am 26. Januar 1855 findet man ihn in einer schimpflichen Gasse, der Rue de la Vieille Lanterne, an einem Gitter in der Nähe einer Kloake-aufgehängt.

Der Träumer ist an der Wirklichkeit zerbrochen.

* * *

Mit Rührung, nicht ohne leise Verwunderung lesen wir die Schilderung von Wien in seinem Reisetagebuch „*De Paris à Cythère*“ aus dem Jahre 1848. Dieser kindliche, schönheitsdurstige Mensch verliebt sich glühend in die „glückliche Stadt“, kann sich von ihr nicht trennen. Wie war es ihm nur möglich, hinter Schaustellung der Freude nicht lauernde Verzweiflung zu erkennen, tiefwühlende, gerechte, Verbitterung und Unzufriedenheit? Er selbst gibt uns Aufschluß. „*L'Autriche est la Chine de l'Europe*“ und weiter „*Vienne me fait entièrement l'effet de Paris au XVIII e siècle, en 1770 par exemple*“. Von diesem Gesichtspunkte aus findet er alles „verhältnismäßig“ vortrefflich geordnet, aufs weiseste

bestellt. Despotische Regierung in allen Dingen ist vielleicht nicht gerade wünschenswert, aber hier wahrscheinlich notwendig. Die Verschiedenheit der Rassen erfordert straffes Zusammenhalten. Wird er auf Schritt und Tritt von einem Polizeispitzel belästigt, der sich nicht erklären kann, zu welchem Zwecke er in den Armenquartieren herumspaziert. Er nimmt es heiter und ordnet die Sache mit einem Empfehlungsschreiben. Erfährt er von der hochstehenden Polizeipersönlichkeit, an die er sich gewendet, den vollständigen Inhalt der Briefe, die er an einen Freund in Paris gerichtet, er lacht und verspricht, noch amüsanter zu schreiben. Ohne tiefer zu schürfen, gibt er sich ganz der anmutigen Stadt, ihrer liebenswürdigen Bevölkerung, die so unbeschwert, so sorglos heiter scheint. Er verkehrt in Palästen und Schenken. Die böhmischen und tirolischen Bauern „*vêtus de peaux de bêtes*“, die Prinzen und Magnaten -- alle sind gleich „entzückend“. Die Armen sind genügsam und daher glücklich. Die Reichen bescheiden und so liebenswert. Die Stadt aber -- die ist das Merkwürdigste, was er bisher gesehen. Immer von neuem rühmt er den Zauber der alten Kirchen, der engen Gassen, die sich zu bäumebepflanzten Alleen erweitern, der Gärten, in denen schöne, geputzte Menschen lustwandeln. Der Prater ist ihm -- selbst im Winter -- paradiesisches Gefilde. Schönbrunn und Hietzing kleiner als Versailles, aber um so reizender. Ja sogar die Leopoldstadt, in der er wohnt, ist ihm teuer. Wie interessant ist es in den Kaffeehäusern dieses Stadtteiles, das Treiben der geschäftigsten Rasse der Welt zu beobachten. „*C'est là que l'on voit encore Je merveilleuses barbes!*“ Vor allem beglückt ihn aber die wienerische Fähigkeit, sich „vernünftig“ zu unterhalten. „*Les plaisirs intelligents*“ -- er ist ihres Lobes voll und widmet ihnen ausführliche Kapitel zu Nutz und Frommen seiner Landsleute. Die Theater in der Josefstadt, Leopoldstadt, an der Wien, wirkliche Volkstheater, werden ihm Quelle der Freude. Zwar ist es ihm schwer, den Dialekt der Lokalposen zu verstehen. Aber er ist vorsichtig genug sich mit einer gefälligen Begleiterin zu versehen, die ihm alles erklärt. Wie lebendig und geistvoll spielt der Verfasser, ein gewisser Nestroy, die Hauptrollen! Ruy Blas in der Leopoldstadt weicht erheblich von dem Original ab -- aber das schadet dem Gesamteindruck gar nicht. Das Theater an der Wien ist das größte und schönste der Stadt, ebenso groß wie die Oper in Paris. Man spielt dort gerade mit größtem Erfolg „Die Steirer“, ein Melodram von Madame Birch-Pfeiffer. Der Dichter muß gestehen, daß sie Bouchardy zwar nachahmt, aber nicht erreicht. Aber dafür sind die Komödien und Dramen der Burg erstklassig, und er macht der Zensur sein Kompliment, daß sie die Aufführung des „Wilhelm Tell“ (der gebührenden Strichen) gestattet. Ebenso schön sind Opern und Ballette im Kärntnertheater. Was ihm aber wohl den nachhaltigsten Eindruck hinterläßt, ist eine „Akademie“ des berühmten Saphir, die stundenlang dauert und nach einer Reihe ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen Mademoiselle Karoline Miller, „*la Mars de l'Allemagne*“, bringt, die ganz allein eine glücklicherweise kurze Komödie in drei Akten von Saphir spielt. Liszt begleitet am Klavier und zuletzt liest Saphir noch eine längliche Angelegenheit, die Erörterung eines philosophischen Paradoxons. „*Et l'on applaudit Saphir et on le redemanda deux fois!!*“ Diese Ausdauer in geistigen Vergnügungen ist bewunderungswürdig. Wollte man dem Pariser Publikum nach einem Konzert einen unveröffentlichten Artikel von Voltaire vorlesen -- man spräche zu leeren Bänken.

An den Belustigungsstätten des Volkes, in den Schenken und beim Sperl lebt sich gesunde Fröhlichkeit durchaus geziemend aus. Lanner und Strauß dirigieren, der Walzer bleibt selbst in tollster Heiterkeit sittsam, „*point d'intentions, point de gestes équivoques*.“ Das kommt von der inneren und äußeren Gesundheit aller dieser Menschen. „Es gibt in Wien gar keine unterernährten Frauen“ -- aus der wundervollen, verschwenderischen Fruchtbarkeit des Landes erblüht harmonisch die Schönheit einer Weiblichkeit, die, blond oder braun, den Dichter gleichermaßen begeistert. „*Les amours de Vienne*“ -- ihre Schilderung macht mehr als die Hälfte des Tagebuches aus. Die Frauen sind hier alle schön, daher auch viel bescheidener als in Paris, wo sie selten sind, und von bezaubernder Umgänglichkeit.

Wien ist eine glückliche Stadt. Und Gérard de Nerval kann nicht anders, als ausrufen: „*Je me demande quelquefois si jamais il y aura une révolution à Vienne.*“

Ein französischer Romantiker in Wien.

Von Anna Ruybaum.

Gérard de Nerval, eine der erschütterndsten Erscheinungen der französischen Romantik, wurde im Jahre 1814 in Montigny in der Nähe von Ermenonville geboren. In der Hut eines Großonkels wächst er heran. Seine Eltern hat er kaum gekannt. Der Vater ist Militärarzt, folgt der großen Armee und erleidet ihr Schicksal. Die Mutter stirbt 25jährig auf einer Reise in Schlesien.

Erste Kindheit träumt er in einer heiteren Natur, von schönen Frauen und Mädchen umgeben. Leben und Spiel — ein seliges Wunder. „Junge Mädchen tanzen Ringelreihen auf der Wiese. Lieder singen sie, welche die Mutter sie gelehrt, in jener reinen Sprache, wie sie nur noch im alten Lande Valois lebendig ist, dem Herzen Frankreichs. In diesem Reigen war ich der einzige Knabe.“

Hier wird ihm eines Tages die Offenbarung der schlanken, blonden Adrienne „mirage de la gloire et de la beauté“, Traum und Sehnsucht seines Lebens, die er dann bis zu seinem Tode in allen Frauen sucht.

Strenge Fucht eines Pariser Collège soll den Verspielten auf die Wirklichkeit vorbereiten. Aber schon damals beginnt sein eigentümliches Doppeldasein. Wie im Dämmer vollzieht er die Gestein täglicher Notwendigkeiten. Wesentlich ist er nur in seinen Phantasien, die ihn daheim in den Ferien aufs neue liebevoll umjagen. Sie durchweben alles, was er geschrieben. Er stirbt, weil er ihnen nicht Erfüllung geben kann.

Unter alten Schriften auf dem Dachboden findet er Lehrbücher der geheimen Wissenschaften. Zitternde Knabenfreude, Mannesbefriedigung, Verhängnis seines Schicksals. Immer stärker wird die Sehnsucht, sich aus unverständlichem Tag in die allein ihm verwandte Nacht zu retten. Die Geisterwelt wird ihm Lebenselement. Aus diesen Kinderstudien erwächst dem Achtzehnjährigen die Uebersetzung von Goethes „Faust“. „Ich habe mich nie so gut verstanden, als da ich Sie las“, soll ihm Goethe nach der Lektüre geschrieben haben.

Théophile Gautier, später sein treuester Freund, reizt ihn in die romantische Bewegung. Gérard ist einer der

stürmischsten Kämpfer bei jener berühmten Aufführung des „Hernani“, in der es galt, die neue Kunst der Menge aufzuzwingen. In der Schauspielerin Jenny Town glaubt er Adrienne wiederzufinden. Er führt sie nach Montigny — erwartet von ihr holde Verwirklichung des Erträumten. Aber die schöne Lebendige wendet sich von ihm ab, als sie merkt, daß sie nur gleichsam Stellvertreterin ist. „Vous ne m'aimez pas! Vous cherchez un drame et le dénouement vous échappe. Allez, je ne vous crois plus!“

1828 erscheinen, zugleich mit der „Faust“-Uebersetzung, die Uebersetzungen einiger Gedichte von Goethe, Schiller, Klopstock und Bürger, die sein tiefes Verständnis der deutschen Sprache und Dichtung zeigen. Eine Weile lebt er in gemeinsamem Haushalt mit Théophile Gautier und Arsène Houssaye. Die Dichter haben sich ihr Heim romantisch aufgeputzt — unter allerhand wunderlichem Hausrat schwingt die unentbehrliche Hängematte. Aber selbst im vertrauten Kreise bleibt Gérard scheu, in sich geschlossen.

Liebesqualen entzieht er sich durch die Flucht. Reist nach Italien und Deutschland. Immer wieder locken ihn die sagenreichen Rheinufer, die „Rebelfee“ Lorelei. Vor der geplanten Orientreise gibt er noch die Uebersetzung der „Braut von Korinth“, ein Drama „Leo Burckhardt“, ein anderes von Herfen, „L'Alchimiste“, und schreibt mit Dumas zusammen eine komische Oper „Piquillo“. Seine Gedichte, zu Unrecht vergessen, gehören zu den schönsten der Romantik.

Auf der Fahrt nach Osten kommt er nach Wien — bleibt einen Winter lang. Von neuem narrt ihn alter Wahn — er glaubt Adrienne in einer österreichischen Erzherzogin zu erkennen. Anstatt in den Orient zu ziehen, kehrt er nach Paris zurück, veröffentlicht seine „L'illes du feu“. Intensive Geistesarbeit untergräbt seine Gesundheit, sein seelisches Gleichgewicht vollends. Schmerz über Jennys Heirat und ihren Tod drückt ihn nieder. Qualender, ausschließlicher wird der Jenseitsgedanke. Schon zeigen sich erste Anzeichen drohender Umnachtung.

Nach kurzem Aufenthalte in der Heilanstalt des Doktor Blanche ist er scheinbar genesen. Nochmals macht er sich auf, die ewige Isis zu suchen, „heilige Mutter und Gattin“. Er kehrt zurück, ein erfremder Mann. Raslos schweift er durch

die Gassen von Paris, ganze Nächte verbringt er in den Hallen. An Kasserhausstischen schreibt er sein Meisterwerk: „Les Illuminés.“ Immer wieder von Wahnsinn zerbrochen, rafft er sich immer wieder auf. Zwischen zwei Anfällen, im Jahre 1853 schafft er „Sylvio“, im nächsten Jahre „Aurélie“. Bernunft schrieb nach dem Tiktat des Wahnsinns“, sagte Théophile Gautier. Todesahnung erfüllt den Dichter. Das Gedicht, in dem er sich selbst schildert,

Tour à tour amoureux, insoucieux et tendre,
schließt mit den Worten:

Et quand vint le moment où, las de cette vie,
Un soir d'hiver, eh! l'âme lui fut ravie,
Il s'en alla disant: Pourquoi suis-je venu?

Von Zeit zu Zeit erscheint er bei „Théo“, todesmatt, verstört, mit zerfetzten Kleidern. Dann kauert er sich wohl wie ein frierendes Kind in eine Sofaecke, der Freund breitet warme Decken über ihn, und so schläft er dann tagelang. Nicht mehr ist er zu dauerndem Aufenthalt zu bewegen. In schrecklichsten Qualen bewahrt er, was er die „Schamhaftigkeit im Leiden“ genannt hat.

Am 26. Januar 1855 findet man ihn in einer schimpflichen Gasse, der Rue de la Vieille Lanterne, an einem Gitter in der Nähe einer Kloake aufgehängt.

Der Träumer ist an der Wirklichkeit zerbrochen.

Mit Rührung, nicht ohne leise Verwunderung lesen wir die Schilderung von Wien in seinem Reisetagebuch „De Paris à Cythère“ aus dem Jahre 1848. Dieser kindliche, schönheitsdürstige Mensch verliebt sich glücklich in die „glückliche Stadt“, kann sich von ihr nicht trennen. Wie war es ihm nur möglich, hinter Schaustellung der Freude nicht lauernde Verzweiflung zu erkennen, tiefwühlende, gerechte Verbitterung und Unzufriedenheit? Er selbst gibt uns Aufschluß.

„L'Autriche est la Chine de l'Europe“ und weiter „Vienne me fait entièrement l'effet de Paris au XVIII^e siècle, en 1770 par exemple“. Von diesem Gesichtspunkte aus findet er alles „verhältnismäßig“ vortrefflich geordnet, aufs weisseste bestellt. Despotische Regierung in allen Dingen ist vielleicht nicht gerade wünschenswert, aber hier wahrscheinlich

notwendig. Die Verschiedenheit der Rassen erfordert straffes Zusammenhalten. Wird er auf Schritt und Tritt von einem Polizeispizel belästigt, der sich nicht erklären kann, zu welchem Zwecke er in den Armenquartieren herumspaziert, er nimmt es heiter und ordnet die Sache mit einem Entpfehlungsschreiben. Erfährt er von der hochstehenden Polizeipersonlichkeit, an die er sich gewendet, den vollständigen Inhalt der Briefe, die er an einen Freund in Paris geschrieben, er lacht und verspricht, noch amüsanter zu schreiben. Ohne tiefer zu schürfen, gibt er sich ganz der anmutigen Stadt, ihrer liebenswürdigen Bevölkerung, die so unbeschwert, so sorglos heiter scheint. Er verkehrt in Palästen und Schenken. Die böhmischen und tirolischen Bauern „vêtus de peaux de bêtes“, die Prinzen und Magnaten — alle sind gleich „entzückend“. Die Armen sind genügsam und daher glücklich. Die Reichen bescheiden und so liebenswert. Die Stadt aber — die ist das Merkwürdigste, was er bisher gesehen. Immer von neuem rührt er den Zauber der alten Kirchen, der engen Gassen, die sich zu bäumbepflanzten Alleen erweitern, der Gärten, in denen schöne, gepuhte Menschen lustwandeln. Der Prater ist ihm — selbst im Winter — paradiesisches Gefilde. Schönbrunn und Piesing kleiner als Versailles, aber um so reizender. Ja sogar die Leopoldstadt, in der er wohnt, ist ihm teuer. Wie interessant ist es in den Stasseehäusern dieses Städteteiles, das Treiben der geschäftigsten Klasse der Welt zu beobachten. „C'est là que l'on voit encore le merveilleux barbes!“

Vor allem beglückt ihn aber die wienerische Fähigkeit, sich „vernünftig“ zu unterhalten. „Les plaisirs intelligents“ — er ist ihres Lobes voll und widmet ihnen ausführliche Kapitel. zu Ruh und Frommen seiner Landsleute. Die Theater in der Josefstadt, Leopoldstadt, an der Wien, wirkliche Volkstheater, werden ihm Quelle der Freude. Zwar ist es ihm schwer, den Dialekt der Lokalposen zu verstehen. Aber er ist vorsichtig genug, sich mit einer gewissen Begleiterin zu versehen, die ihm alles erklärt. Wie lebendig und geistvoll spielt der Verfasser, ein gewisser Reiströ, die Hauptrollen! Nur Blas in der Leopoldstadt weicht erheblich von dem Original ab — aber das schadet dem Gesamteindruck gar nicht. Das Theater an der Wien ist das größte und schönste der Stadt, ebenso

groß wie die Oper in Paris. Man spielt dort gerade mit größtem Erfolg „Die Steirer“, ein Melodram von Madame Birch-Pfeiffer. Der Dichter muß gestehen, daß sie Bouchard zwar nachahmt, aber nicht erreicht. Aber dafür sind die Komödien und Dramen der Burg erstklassig, und er macht der Zensur sein Kompliment, daß sie die Aufführung des „Wilhelm Tell“ (mit gebührenden Strichen) gestattet. Ebenso schön sind Opern und Ballette im Kärntnertheater. Was ihm aber wohl den nachhaltigsten Eindruck hinterläßt, ist eine „Akademie“ des berühmten Saphir, die stundenlang dauert und nach einer Reihe ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen Mademoiselle Karoline Müller, „la Mars de l'Allemagne“, bringt, die ganz allein eine glücklicherweise kurze Komödie in drei Akten von Saphir spielt. Biszt begleitet am Klavier und zuletzt liest Saphir noch eine längliche Angelegenheit, die Erörterung eines philosophischen Paradoxons. „Et l'on applaudit Saphir et on le redemanda deux fois!“ Diese Ausdauer in geistigen Vergnügungen ist bewundernswürdig. Wollte man dem Pariser Publikum nach einem Konzert einen unveröffentlichten Artikel von Voltaire vorlesen — man spräche zu leeren Bänken.

An den Belustigungsstätten des Volkes, in den Schenken und beim Eperl lebt sich gesunde Fröhlichkeit durchaus geziemend aus. Lanner und Strauß dirigieren, der Walzer bleibt selbst in tollster Heiterkeit sittsam, „point d'intentions, point de gestes équivoques“. Das kommt von der inneren und äußeren Gesundheit aller dieser Menschen. „Es gibt in Wien gar keine unterernährten Frauen“ — aus der wundervollen, verschwenderischen Fruchtbarkeit des Landes erblüht harmonisch die Schönheit einer Weiblichkeit, die, blond oder braun, den Dichter gleichwohl begeistert. „Les amours de Vienne“ — ihre Schilderung macht mehr als die Hälfte des Tagebuches aus. Die Frauen sind hier alle schön, daher auch viel bescheidener als in Paris, wo sie selten sind, und von bezaubernder Umgänglichkeit.

Wien ist eine glückliche Stadt. Und Gérard de Nerval kann nicht anders, als ausrufen: „Je me demande quelquefois si jamais il y aura une révolution à Vienne.“